

Zeitschrift: Der Schweizer Geograph: Zeitschrift des Vereins Schweizerischer Geographieleher, sowie der Geographischen Gesellschaften von Basel, Bern, St. Gallen und Zürich = Le géographe suisse

Herausgeber: Verein Schweizerischer Geographieleher

Band: 5 (1928)

Heft: 3

Vereinsnachrichten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2. Die zweite Deutung ist vom Entdecker, James Forbes, gegeben worden, und sie besteht im wesentlichen in der Auffassung, dass ähnlich wie bei der ersten, die Verunreinigung durch Staub und Sand rein äusserlich vorhanden ist, sich jedoch nur bei solchen Schichten oder Bändern einstelle, die sich durch Porosität von den andern, kompakteren Lagen unterscheiden, wobei die mineralischen Körperchen mit Vorliebe an der rauhen, höckerigen Gletscheroberfläche liegen bleiben, wie man sich durch Augenschein ohne weiteres überzeugen könne.

3. Die dritte Auffassung über die Entstehung der Schmutzbänder bringt diese in Zusammenhang mit der ursprünglichen Schichtung und der daraus hervorgehenden Blätterung oder Bänderung der Gletscherzungue. Als erster, der diese Auffassung vertritt, ist L. Agassiz zu nennen, der ja auch zuerst auf den Zusammenhang zwischen Schichtung und Bänderung hingewiesen hat. Ihm folgt Hess, der die Bänderung auf der Gletscheroberfläche als Ogiven bezeichnet, die bei jedem Gletscher getrennt ausgebildet seien, und hiezu auch die von Forbes und Tyndall beschriebenen Schmutzbänder rechnet. «Diese Oberflächenformen», sagt er, «sind der Ausdruck einer bestimmten Struktur im Innern der Eismasse, deren räumliche Anordnung als eine löffelförmige bezeichnet werden kann, der Bänderung. Tatsächlich fällt der Verlauf der Schmutzbänder mit dem der übrigen Blätter der Gletscherzungue zusammen».

Angesichts dieser verschiedenen, noch heute in der Gletscherliteratur vertretenen Deutungen über die Bildung der Schmutzbänder mag es am Platze sein, dieser Frage noch etwas näherzutreten.

Vorerst muss darauf hingewiesen werden, dass bei der von Tyndall und Heim gegebenen Auffassung die Schmutzbänderung an allen Gletschern mit Gletscherstürzen auftreten müsste, was durchaus nicht der Fall ist. Man kennt zahlreiche Gletscher, bei denen unterhalb eines gut ausgesprochenen Gletschersturzes eine deutliche Bildung von Schmutzbändern fehlt, wogegen sich die Ogiven in Form feiner und sehr zahlreicher Linien zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Gesellschaft Bern.

Vortrag Dengler: Bei den Kavahib-Indianern.

In der zahlreich besuchten Versammlung der Geographischen Gesellschaft von Bern sprach am 20. Januar der Forschungsreisende Hermann Dengler aus Stuttgart über diesen urwüchsigen, von der Zivilisation bis jetzt unerreichten Indianerstamm. Sein erstes Wort galt dem Andenken des 1924 südlich Bôa Vista am Rio Branco, einem Zufluss des Rio Negro (Nordbrasilien) gestorbenen berühmten Geographen und Ethnologen Prof. Dr. Koch-Grünberg, dessen Begleiter unser Referent war. Koch-Grünberg beabsichtigte, das Quellgebiet des Orinoco zu erforschen. Nach seinem Tod begab sich Herr Dengler zurück nach Manaos und fuhr dann den Madeira aufwärts bis etwa in die Mitte dieses mächtigen Seitenflusses des Amazonas. Dasselbst lebt auf einem Gebiet, gut halb so gross wie die Schweiz ($22,000 \text{ km}^2$) der etwa 500 Köpfe zählende Indianerstamm der Kavahib oder die Parentintins, wie sie bis 1922 bezeichnet und in Handatlanten

eingetragen sind. Unterwegs traf H. Dengler nur selten die einsame Hütte eines Gummisuchers, sonst tagelang nichts als Wasser, Himmel und Wald. Aus der sehr anschaulichen und warmen Schilderung der Kavahib sei folgendes festgehalten :

Sie haben eine hellgelbe Hautfarbe, angenehme Gesichtszüge, Männer und Frauen dunkle, à la Bubikopf geschnittene Haare. Von irgend welcher Kleidung kann nicht gesprochen werden, und Körperverunstaltungen oder gar reichliche Tatauierung gibt es nicht; aber Gesicht und Körper werden oft weiss und rot bemalt. Ihre 1½ m langen, aus Bambus geschickt hergerichteten Pfeile vergiften sie nicht; es sei nicht nötig, sollen sie sich selbstbewusst geäussert haben. Den Feuerquirl, zu dem sie Baumwolle als Zunder benützen, handhaben sie so geschickt, dass in 1½ bis 2 Minuten Feuer angemacht ist. Zündhölzchen schätzen sie aber hoch; da ihnen das Salz fehlt, geniessen sie mit Vorliebe verbrannte Streichholzköpfchen; auch auf schwedischem Hartbrot waren sie aus dem gleichen Grunde wie versessen. — Nebst kleinen Hütten gibt es auch Bauten bis zu 50 Klaftern in Länge und Breite. Hängematten, Schalen, Messer, Feuerfächer und Bast sind ihre unentbehrlichsten Dinge. Die Töpferei kennen sie nicht. Mais ist ihre Hauptnahrung; dazu kommen Bataten, Maniok, Bananen; Fische sind ihre wichtigste Fleischnahrung. Im übrigen ist der Tapir ihr Lieblingswild. Fleisch und Fische werden auf dem Holzrost stark gebraten. — Die Frauen werden gut gehalten; während seines Aufenthaltes hat H. Dengler nie einen Fall von Frauenmisshandlung gesehen. Es herrscht vollständige Gütertrennung; auch das Eigentum der Kinder wird respektiert. Im Handel sind sie geübt; aber feste Preise kennen sie nicht. Es kommt ihnen unter Umständen nicht darauf an, z. B. eine Hängematte gegen eine Mundharmonika hinzugeben, obschon jene den 13fachen Wert hat. — Von der Religion der Kavahib ist wenig bekannt. Sie scheinen die Sonne und den Mond zu verehren. Dazu sind sie natürlich sehr abergläubisch. Die Toten werden 1,8 m tief in den Hütten selbst beerdigt. Obschon die Pavahib nicht über die Zahl 2 hinauszählen, haben sie doch eine leichte Auffassungsgabe und wissen sich durch Gebärde und Minenspiel leicht verständlich zu machen. — Einzelne Körperteile der getöteten Feinde werden unter wilden Tänzen und mit einem gewissen festlichen Aufwand aus Gründen des Aberglaubens verzehrt.

Es ist eine Ironie des Schicksals, dass durch die paar Weissen, denen es gelungen ist, durch ihr Wohlwollen und ihre Freundschaftsbezeugungen bei diesem Stamm einzudringen, nun auch die weitere Berührungen mit der Zivilisation und damit das Verschwinden seines fast paradiesischen Zustandes eingeleitet ist. Umso mehr ist es wohl zu wünschen, dass H. Dengler seine Beobachtungen und sehr schönen Skizzen und Photos veröffentlicht.

A. S.

Geographisch-Ethnographische Gesellschaft Zürich.

Vortrag Visser: Vom Karakorumgebirge.

In der zweiten Wintersitzung der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft vom 9. November sprach Herr Ph. C. Visser aus Rotterdam über seine Reisen im Karakorumgebirge Zentralasiens. Dieser mehr als doppelte Alpenlänge umfassende Gebirgszug, nach dem Himalaja der höchste der Erde, erreicht im Mt. Godwin Austen oder Dapsang die gewaltige Seehöhe von 8620 m. Der Karakorum erhebt sich nördlich des Oberlaufes des Indus und liegt teils auf britischem, teils auf chinesischem Gebiet. Er bildet mit dem ihn wahrscheinlich fortsetzenden Transhimalaja den Südrand des geschlossenen Hochlandes von Tibet, des grössten und höchstgelegenen unseres Planeten. Der Gebirgswall des Karakorum gehört zu den am dürtigsten erforschten Erdräumen, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, dass er von allen Seiten her nur nach endlosen strapaziösen Ritten und Märschen in unwirtlichen, daher menschenarmen Hochländern erreichbar ist.

Nachdem der Vortragende bereits 1922 einen ersten Versuch, dem Karakorum beizukommen, gewagt hatte, unternahm er 1925 eine anderthalb Jahre dauernde, sorgfältig vorbereitete Expedition, die während sieben Monaten durch bislang unberührt gebliebene Gegenden des Humsa- und Nagaflussgebietes führte. Schwierig gestalteten sich die Unterhandlungen mit der englischen Regierung, die anfänglich die Erlaubnis zu dieser Forschungsreise nicht erteilen wollte, aus politischen Gründen und mit Rücksicht darauf, dass es in diesem weitab von aller Kultur gelegenen Himmelsstrich an Nahrungs- und Transportmitteln gebricht. Sobald aber England die Zustimmung gegeben hatte, tat es auch alles, was in seiner Macht stand, um der Expedition, die sich zur Aufgabe gestellt hatte, das Kettengebirge des Karakorum in seinem nordwestlichsten Teil wissenschaftlich zu durchforschen und kartographisch aufzunehmen, die Wege zu ebnen. Zum Zwecke eines möglichst reichen Erfolges wurde unter den Vertretern der einzelnen Wissenszweige eine genaue Arbeitsteilung durchgeführt. Der Ausgangspunkt der Expedition, an der sich auch die Frau des Vortragenden beteiligte, war Srinagar, die schöne, 1600 Meter hoch gelegene Hauptstadt des Berglandes von Kaschmir.

Es ist schwer, sich ein wahrheitsgetreues Bild der Schwierigkeiten zu machen, die Tag für Tag die Ausdauer und den Mut der Reisenden auf die Probe stellten. Man denke nur an das Traversieren von Wildbächen und Flüssen, an die ungemein steilen und hohen An- und Abstiege im Gebirge mit seiner häufigen Steinschlaggefahr, an die Strapazen, die mit Wanderungen auf Gletschern und Schneefeldern verbunden waren, an das Biwakieren unter schwierigsten Verhältnissen. Nicht weniger als 2000 Kilometer wurden zu Fuss zurückgelegt und eine Fläche von 6700 Quadratkilometer, gleich einem Sechstel der Schweiz, erforscht. Rund 150 unbekannte Gletscher wurden entdeckt, darunter solche bis fünfzig und mehr Kilometer Länge. Den Reisenden drängte sich die Überzeugung auf, dass im Karakorum das grösste zusammenhängende Gletschergebiet der Erde liege, wenn man von den polaren Vergletscherungen und vom Inlandeis Grönlands absieht. Seltsam ist, dass sich auch auf der Nordseite des Gebirgswalles, die sich gegen das trockene Tarimbecken senkt, Riesengletscher zu Tale ziehen. Diese befremdende Tatsache erklärt sich wohl so, dass der stark mit Feuchtigkeit beladene Südwestmonsun aus dem Indischen Ozean viel Schneefall auch auf der Nordseite der Gebirgskette erzeugt.

Die Erforschung eines Teiles des Westflügels des Karakorumgebirges durch Visser muss als eine ganz ausserordentliche Leistung gewertet werden. Sie wäre nicht möglich gewesen, wenn der kühne Forschungsreisende mit der Liebe zur Wissenschaft nicht auch die Liebe zur Bergwelt verbände. Die ungemein wirkungsvollen Lichtbilder brachten die Majestät des eisgepanzerten Karakorumgebirges und die vielen verzweifelten Situationen, in denen sich die Teilnehmer der Expedition je und je befanden, so recht zum Ausdruck. Es sei noch hervorgehoben, dass kein einziger Unglücksfall den Verlauf der Reise störte.

Wie wir nach dem Vortrage bei geselliger Aussprache vernahmen, plant Visser fürs nächste Jahr eine neue Forschungsreise mit dem gleichen Ziel. Man darf auf die in Ausarbeitung befindlichen Ergebnisse der oben skizzierten Expedition gespannt sein, umso mehr, als der Vortrag auf die wissenschaftliche Ausbeute nur andeutungsweise einging.

U. Ritter.

Vortrag P. Wirz: Unter den Papuas.

In der melanesischen Inselwelt, die den australischen Kontinent im Norden und Nordosten umschliesst, tritt besonders die Rieseninsel Neuguinea hervor, die nächst Grönland die grösste Insel der Erde ist. Ihre Fläche könnte unser Land etwa zwanzigmal aufnehmen. Sie ist seit langem bekannt, aber die Erforschung dieses gewaltigen Erdraums hat erst in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eingesetzt. Ganz wenige Expeditionen sind bis jetzt in das durch seine Gebirgs- und Urwaldnatur ungemein schwer erschliessbare

Innere eingedrungen, so dass wir auch heute noch wenig über die Innengebiete der Insel wissen. In ihrem Waldkleide und in ihren hohen, in der Längsrichtung streichenden Gebirgsketten ist die niedrige Kultur und die starke Zersplitterung der dunkelfarbigen Urbewohner sowie das späte, auch heute noch ganz geringe Eindringen der Weissen begründet. Die Westhälfte Neuguineas ist in holländischen, die Osthälfte in englischem Besitz. An der Grenze beider Teile liegt an der Nordküste die Humboldt-Bai, die Dr. Paul Wirz (Basel) im Herbst 1926 besucht hat, nachdem er schon fünf Jahre zuvor den Boden dieser Insel betreten hatte. Unweit der Bucht leuchtet der Spiegel des Sentanisees auf, über den die ersten Nachrichten aus dem Jahre 1858 stammen. Damals glaubte man, es handle sich um eine weitere Meeresbucht. Erst 35 Jahre später wurde erkannt, dass die vermeintliche Bucht ein Süßwassersee ist. Zwischen Meer und See erhebt sich das Zyklopengebirge, das auf einer verlandeten Insel sitzt. Von den Papuas dieser Gebiete handelt ein Vortrag des genannten Basler Forschers in der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich.

Die Bevölkerung im Bereich der Humboldt-Bai macht einen einheitlichen Eindruck, wenn auch ihre Sprache in verschiedene Dialekte zerfällt. Sonst ist die Zersplitterung an der Völkerstrasse längs des Nordrandes der Insel gross. Zu- und Abwanderungen haben Verschiebungen gebracht, die sich deutlich in der Mythologie des Gebietes widerspiegeln. Selbst heute sind diese Wanderungen noch nicht abgeschlossen. Es besteht unter den Eingeborenen die Tendenz, westwärts zu ziehen, um bessere Existenzmöglichkeiten zu finden. In der kurzen Zeitspanne von fünf Jahren, die zwischen dem ersten und dem zweiten Besuch des Vortragenden am Sentanisee liegt, hat sich da vieles geändert. Die Bekleidung der Eingeborenen, Strassenbau und Steuern gehören zu den Neuheiten. — Die Papuas, mit denen Dr. Wirz in Berührung kam, sind von friedfertigem Charakter, gutmütige, humorvolle Naturkinder, die längst nicht mehr dem Kannibalismus huldigen. Die Haartracht, begünstigt durch das reichliche Wachstum des krausen Haares, das täglich ausgekämmt und mit Blumen geschmückt wird, erfreut sich ganz besonderer Pflege. Hundertfach umziehen dicke Schnüre in Form eines Panzers die Lenden.

Die Behausungen sind Pfahlbauten, die durch einen Steg mit dem Festland in Verbindung stehen. Früher hatten die Hütten kolossale Ausmasse. Die Pfosten, die das Dach trugen, waren kunstvoll geschnitzt; heute stehen solche da und dort einsam als stumme Zeugen einer erloschenen Kultur. Die beim Schnitzen verwendeten Ornamente zeigen meist als Motive Eidechsen und Krokodile. Figuren im Innern der Hütten verraten oft menschliche Formen, ohne dass die Bewohner Auskunft über ihre Bedeutung zu geben vermöchten. Vielleicht sind es einfach Nachbildungen analoger Kunstsässerungen der Stämme des Westens. Das Kulthaus mit spitzem Dach ist von ausserordentlicher Grösse. Das Ritual liegt in den Händen des Häuptlings. Steine, die man mit Geistern beseelt glaubt, spielen dabei eine bedeutende Rolle. Jeder alte Mann und jede alte Frau ist vom Geiste inspiriert. Während ehedem Festgelage mit Menschenschlächtereien verbunden waren, geniesst man heute bei solchen Schmausereien Schweinefleisch. Alle Festlichkeiten werden von Flötenspiel begleitet. Auch bei der Bestattung angesehener Persönlichkeiten wird die Flöte gespielt. Kommen die Knaben ins Pubertätsalter, so werden sie ins Kulthaus übergeführt, wo sie einige Jahre verbleiben. Die Papuas an der Humboldt-Bai und am Sentanisee sind wahre Wasserratten, die den grössten Teil ihres Lebens auf dem Wasser verbringen. Ihre Kähne sind Einbäume (Männer- und Frauenboote), die ein bis zwei Dutzend Personen aufzunehmen vermögen. Während die im Meere verwendeten Schiffe mit Auslegern versehen sind, fehlen diese an den im See gebräuchlichen Booten.

Der Vortrag wurde durch zahlreiche Lichtbilder und durch Filmvorführungen, die das Tun und Treiben dieses primitiven Volksstamms in Freude und Totenklage zum Vorwurf hatten, illustriert.

U. Ritter.